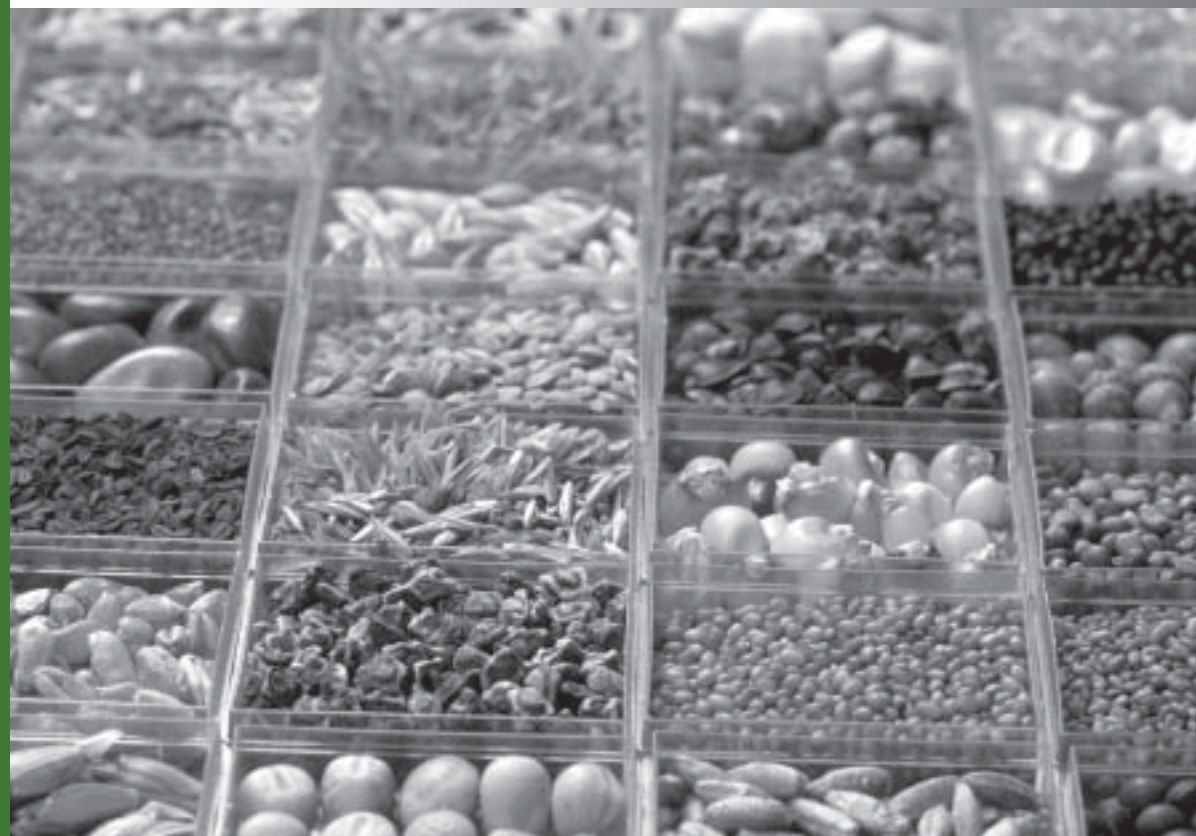




Biologische Vielfalt



Die sechste Auslöschung	04
Zumutungen aus Brüssel	08
Eigentum vs. Nachhaltigkeit	09
Lebendiges Saatgut	11
Die Arche rechnet sich	14

Schmilzt er oder schmilzt er nicht?

Die Eisblockwette am Rindermarkt

Wussten Sie schon? Neubauten im Passivhaus-Standard benötigen nur 10 Prozent der Heizenergie eines konventionellen Hauses. Wer sein Haus mit Passivhauskomponenten saniert, kann den Energiebedarf um 50 bis 80 Prozent senken. Wer heute baut oder saniert setzt nicht nur ein persönliches Zeichen für Klimaschutz und gegen Energieverschwendung, sondern schont

auch seinen Geldbeutel. Der Schlüssel dazu liegt in erster Linie in einer guten Wärmedämmung. Mit unserer Eisblockwette am Rindermarkt, die noch bis zum 5. Juli geht, wollen wir Ihnen den Effekt einer guten Wärmedämmung demonstrieren. Ein Eisblock von einem Kubikmeter Größe wurde am 23. Mai am Rindermarkt in ein Minihäuschen verpackt, das nach Passivhaus-

Standard wärmedämmt ist. Die MünchnerInnen sind ganz herzlich zum Wetten eingeladen: „Wie viel Prozent des Eisblocks sind am 5. Juli noch über?“

Karten für die Wette erhalten Sie unter anderem im Umweltladen am Rindermarkt oder im Münchner Bauzentrum, Willy-Brandt-Allee 10, und in der Stadtinformation am Marienplatz. Dort können Sie auch Ihre Wette abgeben. Den GewinnerInnen winken attraktive Preise. Weitere Informationen: www.muenchen.de/eisblockwette

Wenn Sie sich jetzt schon zum Thema Wärmedämmung und Förderprogramme informieren wollen, stehen Ihnen die BeraterInnen vom Bauzentrum jederzeit gerne zur Verfügung. (www.muenchen.de/bauzentrum)

Renate Binder, Referat für Gesundheit und Umwelt



Foto: Referat für Gesundheit und Umwelt

Durch den Großstadtdschungel

Der neue Radstadtplan ist da

Lang war er vergriffen, seit Mai ist er wieder überall kostenlos erhältlich: Der MÜNCHNER RADLSTADTPLAN, den das Referat für Gesundheit und Umwelt zusammen mit dem Baureferat in siebter Auflage erstellt hat.

1200 km Radweg gibt es inzwischen in München, 200 km sind noch in Planung – die Stadt verfügt mittlerweile über ein dichtes und ausgebautes Radwegnetz. Und dies ist auch gut so, denn 10 Prozent des gesamten Münchner Verkehrsaufkommens ist Radverkehr. München ist damit die Nummer Eins unter den deutschen Großstädten: In keiner Großstadt wird so viel Rad gefahren wie in München. Tendenz steigend. Aus Verkehrszählungen weiß man, dass der Radverkehr in München seit Jahrzehnten zunimmt, auf den Isarbrücken hat er sich seit 1980 sogar verdreifacht.

München ist aber nicht nur eine Stadt mit einem dichten Radverkehrsaufkommen,

München ist auch eine der wenigen Städte in Deutschland, die mit einem Radstadtplan das Radfahren im Großstadtdschungel erleichtern. Und dies seit vielen Jahren: Seit 1989 gibt die Stadt den MÜNCHNER RADLSTADTPLAN heraus. Zur Velo-City-Konferenz in München gibt es jetzt eine Neuauflage.

Der „normale“ Stadtplan hat für die RadfahrerInnen ein großes Manko: Er richtet sich in erster Linie an AutofahrerInnen – Radwege und Fahrradrouten sind nicht eingezeichnet. Oder anders gesagt: Die Bedürfnisse der RadfahrerInnen spiegelt der klassische Stadtplan nicht wider. RadfahrerInnen brauchen andere Informationen. Sie möchten wissen, welche Einbahnstraßen für Fahrräder geöffnet sind, wo Tempo-30-Zonen sind, wo sie am wenigsten durch Abgase und Lärm belastigt werden. Sie suchen Fahrradrouten quer durch die Stadt abseits von stark belasteten Stra-

ßen. Genau darauf reagiert der MÜNCHNER RADLSTADTPLAN und informiert umfassend.

Sie erhalten den MÜNCHNER RADLSTADTPLAN ab sofort kostenlos im Umweltladen des Referates für Gesundheit und Umwelt am Rindermarkt, in der Stadtinformation im Rathaus, im Referat für Gesundheit und Umwelt in der Bayerstraße 28 a, im Baureferat in der Friedenstraße 40 und beim ADFC in der Platenstraße 4.

*Renate Binder,
Referat für Gesundheit und Umwelt*

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

das Thema dieses Heftes, die „Biologische Vielfalt“, meint leider den Verlust dieser Vielfalt. Das ist im Bewusstsein vieler Menschen nicht neu – was den Bereich der wild lebenden Pflanzen und Tiere anbelangt. Eine ganz andere Dimension bekommt das Thema jedoch vor dem Hintergrund, dass auch die Vielfalt der Nahrungspflanzen und Nutztierassen dramatisch abnimmt. Das hat, Sie vermuten ganz richtig, in erster Linie wirtschaftliche Gründe. Mit den für unsere menschliche Ernährung unverzichtbaren Grundlagen lässt sich so viel Geld verdienen, dass die großen Konzerne natürlich die Finger im Geschäft haben. Und wenn Multis sich einen Markt aufteilen, geht die Vielfalt zwangsläufig den Bach runter.

Wenn sich die verloren gegangene Vielfalt eines vielleicht gar nicht mehr so fernen Tages rächen sollte (zum Beispiel weil die wenigen verbliebenen Getreidesorten mit einem veränderten Klima ihre Probleme haben), werden die Profiteure vermutlich die selben sein.

Aber wir beschreiben in den Münchner Stadtgesprächen nicht nur Probleme, sondern zeigen immer auch Alternativen und Lösungswege auf. So auch in dieser Ausgabe. Sie werden beim Lesen merken, dass nicht nur multinationale Konzerne Einfluss auf die biologische Vielfalt haben.

In diesem Sinn viel Spaß mit dem Thema wünscht Ihnen

Thomas Rath

Inhalt

02 Schmilzt er oder schmilzt er nicht?

Die Eisblockwette am Rindermarkt

02 Durch den Großstadtdschungel

Der neue Radstadtplan ist da

04 Die sechste Auslöschung

Das große Artensterben ist in vollem Gange

07 Bunte Tomaten

Biologisches Saatgut (nicht nur) für lustige Sorten

08 Zumutungen aus Brüssel

Die Europäische Union und das Saatgut

09 Eigentum vs. Nachhaltigkeit

Tiergenetische Ressourcen in der Hand weniger Konzerne

11 Lebendiges Saatgut

Samenfeste Sorten

12 Die Privatisierung der Natur

Biopiraterie

13 Ein kaltes Grab

Der Saatgutbunker auf Spitzbergen

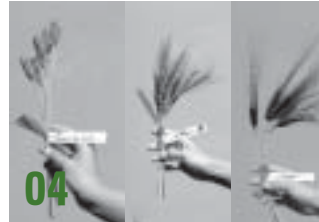
14 Die Arche rechnet sich

In Otterfing werden gefährdete Haustierrassen gehalten

15 „Essen, was man retten will“

Slow Food verspeist gefährdete Rassen

16 Impressum, Kontakte, Termine





Die sechste Auslöschung

Das große Artensterben ist in vollem Gange

Das Aussterben von Tier- und Pflanzenarten vollzieht sich in beängstigender Geschwindigkeit. Diese Tatsache ist vielen Menschen bewusst, nicht zuletzt durch die Veröffentlichung der „Roten Listen“ für bedrohte Arten. Doch im Schatten dieses Schwindens der natürlichen biologischen Vielfalt vollzieht sich eine weitere Entwicklung, die das Überleben der Menschheit unmittelbar betrifft: das Verlöschen des Teils der biologischen Vielfalt (Biodiversität), die vom Menschen geschaffen wurde. Zu dieser „Agrobiodiversität“ zählt der Reichtum der vom Menschen gezüchteten Getreide- und Gemüsearten und -sorten ebenso wie die vielen hundert Tierrassen, die während der letzten 10.000 Jahre durch menschliche Züchtung entstanden sind. Die Agrobiodiversität macht zwar nur einen zahlenmäßig kleinen Teil der gesamten biologischen Vielfalt aus, ist jedoch für die menschliche Ernährung unmittelbar wichtig. Durch den Prozess der „Gen-Erosion“, des langsamen Verschwindens dieser genetischen Ressourcen ist die Sicherung der Welternährung für zukünftige Generationen massiv bedroht.

Biodiversität beschreibt die Vielfalt der Arten auf der Erde, die Vielfalt innerhalb der Arten sowie die Vielfalt von Ökosystemen. Der dramatische Schwund dieser Vielfalt lässt sich durch nackte Zahlen verdeutlichen. Nach Schätzungen existieren zwischen fünf und 30 Millionen Pflanzen- und Tierarten auf der Erde. Nur ein Bruchteil davon, rund 1,4 Millionen Arten, ist bis heute entdeckt und wissenschaftlich beschrieben. Im Zuge des Artenschwunds sterben jeden Tag 70 bis 100 Arten aus. Und die Geschwindigkeit des Artensterbens gewinnt an Fahrt. Wissenschaftler vergleichen die heutige Situation bereits

mit den fünf großen Massensterben, die es auf der Erde in den vergangenen 600 Millionen Jahren gegeben hat – zuletzt vor etwa 65 Millionen Jahren mit dem Aussterben der Dinosaurier. Schon im Jahr 2000 kam deshalb der Wissenschaftliche Beirat Globale Umweltveränderungen (WBGU) der Bundesregierung zu dem Schluss: Die Problematik der Biodiversität *„erlebt gegenwärtig einen dramatischen Zusammenbruch: ihre ‚6. Auslöschung‘. Sie könnte die letzte große Krise, bei der vor 65 Mio. Jahren u.a. die Saurier ausstarben, an Wucht sogar noch übertreffen. Mit dem Verlust der Tier- und Pflanzenarten gehen ihre genetischen und physiologischen Baupläne verloren, die z.B. für die Medizin und Landwirtschaft von großem Wert sein können. Die Gen- und Artenverluste wiegen um so schwerer, als es sich um irreversible Vorgänge handelt: Verlorenes bleibt verloren, verpasste Chancen kehren niemals wieder“.*

Auch in Deutschland sind bereits rund 520 Tierarten sowie 512 Pflanzen- und Pilzarten ausgestorben, rund 40 Prozent der einheimischen Pflanzen- und Tierarten sind mittlerweile gefährdet oder akut von der Vernichtung bedroht. Das Bundesamt für Naturschutz rechnet damit, dass innerhalb der nächsten Jahre ein Drittel aller hiesigen Pflanzen- und Tierarten aussterben wird.

Geopfert und leergefischt

Besonders katastrophal ist die Situation in hochkomplexen Lebensräumen wie den tropischen Regenwäldern. Diese und andere Regionen mit einer hohen Artendichte werden auch als Biodiversitäts-Hotspots bezeichnet. 34 solcher Gebiete gibt es auf dem Globus: Auf nur 2,3 Prozent der globalen Landfläche leben hier drei Viertel aller

bedrohten Säugetiere, Vögel und Amphibien, 42 Prozent der Landwirbeltiere und etwa die Hälfte aller Pflanzenarten.

Die Gründe für den massiven Rückgang der Biodiversität sind seit langem bekannt: Zersiedlung, die Zerschneidung von Lebensräumen durch Straßen, die Zerstörung ökologisch sensibler Gebiete, Umweltgifte, die Landwirtschaft und grenzenloser Rohstoffhunger sind die Hauptschuldigen. So werden derzeit die letzten Regenwälder in Sumatra für die Papier- und Zellstoffindustrie geopfert, mit ihnen die Lebensräume für Tiger, Nashorn und Orang-Utan.

Daneben gefährdet die rücksichtslose Überfischung und Ausplünderung der Weltmeere den Lebensraum Meer. Biologen warnen, dass die Ozeane bereits im Jahr 2050 leergefischt sein könnten. Weitere, komplexere Faktoren kommen hinzu, beispielsweise die Problematik von durch





den Menschen in bestimmte Ökosysteme eingeschleppte Arten. Die Ansiedlung des schnell wachsenden Nilbarschs im Viktoriasee führte zu einer ökologischen Katastrophe. Die Raubfische vernichteten in wenigen Jahren etwa 200 andere Barscharten, die bislang in diesem See gelebt hatten.

Der wichtigste Motor des weltweiten Rückgangs der Biodiversität ist allerdings die industrielle Landwirtschaft mit ihren großflächigen Monokulturen und dem Pestizideinsatz. Durch sie werden Lebensräume von Pflanzen und Tieren nachhaltig zerstört, etwa durch die Rodung der Regenwälder für den Soja-Anbau in Südamerika oder den Ölpalmenanbau in Asien.

Das Artensterben ist mittlerweile auch in der Politik angekommen. Erst im April 2007 verabschiedete das Europäische Parlament eine Resolution, in der das Problem in seiner Dimension dem Klimawandel gleichgestellt wird. International wurde die Dringlichkeit schon auf dem Erdgipfel in Rio 1992 anerkannt: Die meisten Länder der Welt verpflichteten sich in der Konvention über die Biologische Vielfalt zum Schutz der Biodiversität. Zu dieser gehört, neben der natürlichen biologischen Vielfalt, auch die landwirtschaftliche oder Agrobiodiversität.

Seit jeher nutzen die Menschen die sie umgebende natürliche Vielfalt als Nahrungsmittel, zur Herstellung von Kleidung, zum Bau von Unterkünften oder als Medizin. Durch den Prozess der Domestizierung von Pflanzen und Tieren, der vor etwa 10.000 Jahren begann, entstand so im Laufe der Jahrtausende eine schier unendliche Vielfalt von Sorten verschiedener Kulturpflanzen oder Tierrassen. Dieser Prozess ging meist von den Zentren der biologischen

Vielfalt aus. So findet sich zum Beispiel der größte Reichtum an Kartoffelsorten in Peru. Von hier stammen auch die Wildformen dieser Pflanzenart. Im Gebiet des heutigen Irak und Iran begannen die Menschen um 8500 v.Chr., Samen von Wildformen unserer heutigen Getreidearten wie Weizen oder Gerste aufzubewahren und die besten Körner wieder auszusäen. Auf diese Weise wurden einige der wichtigsten Nahrungspflanzen der Menschheit kultiviert und im Laufe der Jahrhunderte weitergezüchtet. Tausende verschiedener Landsorten entstanden, angepasst an verschiedene Boden- und Klimaverhältnisse. Ein Großteil der rund 200.000 bekannten Weizensorten geht auf die Bauern im Zweistromland zwischen Euphrat und Tigris zurück. Die Entstehung der menschlichen Kultur ist wesentlich mit diesen Leistungen verknüpft: Nach der ausreichenden Versorgung mit Nahrungsmitteln konnte sich die damalige Zivilisation mit Dingen wie dem Rechtswesen und der Entwicklung von Schrift und Religion befassen.

Eintönigkeit herrscht vor

Doch diese landwirtschaftliche Vielfalt ist möglicherweise noch massiver bedroht als die natürliche Artenvielfalt. Laut Schätzungen der FAO, der Landwirtschaftsorganisation der Vereinten Nationen, sind inzwischen 75 Prozent aller Pflanzensorten und Tierrassen, die der Mensch in den vergangenen Jahrtausenden gezüchtet hat, verloren. Dieser Prozess der „Gen-Erosion“ betrifft sowohl das Spektrum der Arten als auch das der unterschiedlichen Pflanzensorten oder Tierrassen. Rund 7000 höhere Pflanzenarten wurden im Laufe der Menschheitsgeschichte gesammelt oder kultiviert. Im Vergleich dazu werden heute nur noch ca. 150 (also rund 2 Prozent) genutzt, zehn Arten bilden die Basis für die Welternährung. An der Spitze stehen dabei Weizen, Reis und Mais, die mehr als die Hälfte des weltweiten Energiebedarfes decken, daneben spielen noch Sorghum, Hirse, Kartoffel, Süßkartoffel, Sojabohne, Zuckerrohr und Zuckerrübe eine Rolle. Und auch innerhalb dieser wenigen genutzten Pflanzen- und Tierarten herrscht Eintönigkeit. Vor allem in den Industriestaaten werden traditionelle Sorten kaum noch angebaut. Die Schätzungen über das Ausmaß der Gen-Erosion bei Nutzpflanzen belaufen sich für die Industriestaaten sogar auf über 90 Prozent. So finden sich zum Beispiel von den 2500 Apfelsorten, die in Deutschland wachsen, nur 30 im Handel wieder. Ähnlich geht es seit wenigen Jahrzehnten auch den Ländern des Südens. Beispiel Indien: Zu Beginn des letzten Jahrhunderts wurden, über das Land verteilt, noch rund 100.000 verschie-

dene Reissorten angebaut, angepasst an die jeweiligen natürlichen Bedingungen. In den 1970er Jahren, zu Hochzeiten der so genannten Grünen Revolution, waren es noch ganze 12 Sorten, die in großem Maßstab angebaut wurden.

Die Gründe für diese Tendenz, sowohl in Entwicklungsländern als auch bei uns, liegen unter anderem bei der Landwirtschaft selbst. Vor allem die „Grüne Revolution“ hat in vielen Entwicklungsländern unvorstellbare Schäden an der Sortenvielfalt angerichtet. Durch den Einsatz von „Hochoertragssorten“ mitsamt den dazu gehörigen agroindustriellen Praktiken wie Monokulturen und den Agrochemikalien, die diese Monokulturen erst ermöglichen, wurden die traditionellen Landsorten aus dem Anbau gedrängt. Das Problem: Im Bereich der pflanzlichen Vielfalt ist, was nicht mehr angebaut wird, für immer verloren, da die Keimfähigkeit von Pflanzensamen meist nur bei wenigen Jahren liegt.

Ein wichtiger Grund für den Rückgang der landwirtschaftlichen Vielfalt sind auch wirtschaftliche Konzentrationsprozesse, vor allem in der Pflanzenzucht. Die zehn größten Saatgutfirmen kontrollieren mittlerweile 50 Prozent des Weltmarktes. Die großen Konzerne wie Syngenta, Monsanto oder DuPont/Pioneer haben während der letzten Jahrzehnte systematisch kleinere Unternehmen übernommen. Mit der Übernahme geht oft eine Ausdünnung der Sortenkataloge, also eine Verarmung einher. So nahm das US-Unternehmen Seminis im Jahr 2000 rund 2000 seiner Sorten aus „Kostengründen“ vom Markt.

Vielfaltsfeindlich ist in vielen Regionen der Welt auch die Gesetzgebung. Dabei muss man nicht in ferne Länder blicken. Die europäischen Gesetze verhindern zum Bei-





spiel, dass alte, traditionelle Sorten in größerem Umfang angebaut werden können. Sie dürfen nicht gewerblich, sondern nur zur rein privaten Verwendung vertrieben werden. Ernteprodukte solcher Sorten dürfen in Deutschland nicht verkauft werden. Immer mehr Pflanzensorten geraten zudem ins Visier geistiger Eigentumsrechte wie dem Patentrecht. Daneben werden traditionelle Pflanzenarten und -sorten durch den in manchen Ländern exzessiven Einsatz genmanipulierter Pflanzen in den Hintergrund gedrängt und verschwinden. So gehen in Brasilien die Flächen, die zur Nahrungsmittelproduktion genutzt und mit traditionellen Früchten oder Getreidearten bestellt wurden, durch den Gensoja-Boom seit Jahren zurück. Auch menschengemachte Veränderungen von Ökosystemen können der Agrobiodiversität zusetzen. Beispiel Irak: Durch gigantische Staudämme in der Türkei wurde das Wasser in bis dahin fruchtbaren Gebieten des Irak knapp. Regionale Sorten verschwinden seither in großem Umfang.

Überlebenswichtige Sorten

Doch warum brauchen wir eigentlich die biologische Vielfalt auf unseren Äckern? Zunächst einmal bedeutet sie schlicht geschmackliche Vielfalt auf den Tellern. Doch die Erhaltung und Weiterentwicklung der Agrobiodiversität hat auch gewichtige praktische Gründe, die sie überlebenswichtig für die Ernährungssicherung zukünftiger Generationen machen kann. Denn traditionelle Sorten enthalten oft einen genetischen Reichtum, der in heutigen, einseitig auf Ertrag getrimmten Hochleistungssorten verloren gegangen ist. Da sie über Generationen in bestimmten Gebieten von den Bauern angebaut wurden, sind sie an die dortigen Bedingungen optimal angepasst. Viele Landsorten besitzen daher Eigen-

schaften wie Resistenzen gegen bestimmte Pflanzenkrankheiten, Schadinsekten, oder kommen auch mit Trockenheit oder salzigen Böden zurecht. Solche Sorten könnten gerade im Angesicht des Klimawandels überlebenswichtig werden. Um kommenden Herausforderungen gewachsen zu sein, sind die Eigenschaften der alten, traditionellen Landsorten für die Pflanzenzüchtung und die Landwirtschaft der Zukunft unerlässlich. Fälle, in denen ein Rückgriff auf alte Pflanzensorten die Ernten der Bauern sicherten, gab es bereits in der Vergangenheit. So machte zu Beginn der 1970er Jahre ein Pilz große Teile der US-Maisernte zunichte. Forscher fanden in traditionellen Maispflanzen in Afrika schließlich ein Resistenzgen gegen die Krankheit. Durch das Einkreuzen in die US-Sorten wurde der Maisanbau schließlich gerettet.

Um der Bedrohung der landwirtschaftlichen Vielfalt zu begegnen, gibt es verschiedene Ansätze. Beispielsweise versucht der Ökolandbau, durch eigene Züchtung die biologische Vielfalt auf dem Acker und im Stall wieder zu erhöhen. Daneben entstanden schon vor mehreren Jahrzehnten so genannte Genbanken, in denen Pflanzensamen gesammelt und alte Sorten so vor dem Verschwinden bewahrt werden. Die Samen werden meist in Einweckgläsern gekühlt gelagert. In regelmäßigen Abständen müssen die Pflanzen auf dem Acker angebaut werden, damit ihre Keimfähigkeit erhalten bleibt. Der Blick auf die eingelagerten Samen ändert sich jedoch zwangsläufig, denn die Pflanzen werden aus dem lebendigen Kontext ihrer Umwelt entfernt. Der Name „Gen“-bank bringt es zum Ausdruck: Hier werden letztlich keine Pflanzensorten, sondern genetisches Material gesammelt und gelagert. Zudem sind die wertvollen Saatgutmuster auch in den Genbanken bedroht, zum Beispiel durch den zunehmenden Anbau genmanipulierter Pflanzen. Dadurch steigt die Gefahr einer Kontamination durch transgenes Material. Die alten Sorten wären dann für eine Weiterverwendung oder die Züchtung unbrauchbar.

Gaterslebener Irrsinn

Die Abwesenheit jeglichen Problembewusstseins beweist dabei seit Jahren die deutsche Genbank in Gatersleben (Sachsen-Anhalt). Das Institut, das die Genbank betreibt, führt in unmittelbarer Nähe zu den Flächen, auf denen die Genbank-Pflanzen in regelmäßigen Abständen angebaut werden, Versuche mit genmanipulierten Pflanzen durch, darunter Weizen, Erbsen und Tabak. Die Bundespolitik sieht dem Treiben bislang tatenlos zu oder unterstützt die Gaterslebener Forscher noch. Welch

niedrigen Stellenwert die Erhaltung alter Sorten und die Biodiversität im Vergleich zur angeblichen „Zukunftstechnologie“ Gentechnik im Bewusstsein der Politik besitzt, machte die Forderung deutlich, die von der für Freisetzungsexperimente zuständigen Bundesbehörde anlässlich der Genehmigung eines Experiments mit transgenem Weizen erhoben wurde: Nicht etwa der Versuch mit den manipulierten Pflanzen wurde infrage gestellt, sondern die Genbank und ihre 30 Hektar Vermehrungsfläche sollte an andere Örtlichkeiten verlegt werden.

Angesichts solcher durchaus weit verbreiteter Ignoranz bezüglich der Bedeutung der Nutzpflanzenvielfalt und der Faktoren, die ihr den Garaus zu machen drohen, kann es nur Besserung geben, wenn alle – die Menschen, die Nahrungsmittel erzeugen als auch die, die sie kaufen und genießen – sich auf die Ursprünge der menschlichen Kultur besinnen. Die Aufbewahrung der Pflanzenvielfalt in Genbanken mag seine Berechtigung haben, eine Lösung für die Gen-Erosion ist sie keinesfalls. Denn es geht nicht darum, die biologische Vielfalt als Selbstzweck zu erhalten. Vielmehr ist es notwendig, den Menschen wieder als ein Wesen zu begreifen, das Vielfalt nicht nur zerstören, sondern auch schaffen kann.

Text und Fotos: Andreas Bauer (die Fotos zeigen verschiedene alte Weizensorten)



Bunte Tomaten

Ludwig Watschong ist Demeter-Gärtner. Auf 3000 Quadratmeter Land baut er Bio-Saatgut für die Dreschflegel GbRmbH an – ein Zusammenschluss von Biobetrieben in ganz Deutschland, der Saatgut vermehrt, züchtet und vertreibt. Watschong ist verheiratet und hat zwei Töchter. Er lebt und arbeitet im hessischen Oberweser-Arenborn.

Münchner Stadtgespräche: Herr Watschong, was wächst in Ihrem Garten?

Ludwig Watschong: Hauptsächlich Gemüse, alte Sorten und Arten. Zum Beispiel zwei verschiedene Gartenmelden, eine violette und eine vollrote. Das hat man früher wie Spinat gegessen. Und als der Spinat auf den Markt kam, hat er sechs, sieben Pflanzen verdrängt, die ähnlich schmecken. Gewürz- und Heilkräuter habe ich auch mehrere, beispielsweise zwei verschiedene Sorten Echinacea. Insgesamt baue ich für Dreschflegel etwa 50 Sorten an und arbeite an zehn anderen, die vielleicht noch mit verkauft werden sollen.

Die Arbeit für Dreschflegel ist Ihr Hauptberuf?

Ja, inzwischen schon. Als die Einnahmen aus dem Saatgutgeschäft noch nicht so groß waren, habe ich noch als Koch gearbeitet. Ausgebildet bin ich als Heilpraktiker.

Was macht Dreschflegel?

Ein Hauptziel ist, dass wir biologisches Saatgut nach strengen Richtlinien anbauen. Es ist uns wichtig, dieses Saatgut nicht nur einmal nachgebaut zu haben, so wie es andere machen, damit es Bio ist. Wir wollen vielmehr in der Züchtungsarbeit Pflanzen biologisch betreuen. Es soll eine lange biologische Tradition der Sorte geben, die wir verkaufen. Zudem kümmern wir uns um alte Sorten und Arten und machen verloren gegangenes Kulturgut bei den Pflanzen wieder lebendig, indem wir es anbauen, züchterisch bearbeiten und dann den Gärtnern anbieten.

Können Sie ein Beispiel nennen?

Das sind Arten, die früher angebaut wurden und heute als Kulturpflanze nicht mehr bekannt sind, wie etwa die Kerbelrübe oder die Haferwurz. Und dann gibt es von Arten, die wir kennen, unbekanntere Sorten. Zum Beispiel gab es früher noch andersfarbige Möhren, weiße, gelbe, rote. Wir kümmern uns drum, solche Sorten auf den Markt zu bringen.

Warum machen Sie das?

Es geht uns um die Vielfalt. Und es gibt ästhetische Aspekte. Wenn Sie einen Salat aus verschiedenfarbigen Tomaten machen, hat das einen besonderen Reiz. Und man findet auch immer wieder Sorten mit an-

deren Aspekten, etwa Pflanzen, die einen ganz besonderen Geschmack haben.

Ein Tipp, vielleicht für den Kräutertopf auf dem heimischen Balkon?

Die Würzsilie, die den Geschmack von Muskatnuss hat. Eine Pflanze, die vergessen war und die wir wieder mobilisiert haben.

Warum sind alte Arten und Sorten vergessen worden?

Weil das Pflanzen sind, die im Anbau schwieriger zu handhaben sind. Oder die Züchter haben irgendwann aufgegeben. Vor 100 Jahren noch gab es überall Betriebe, die Saatgut produziert und in ihrer Region verkauft haben. Aber es wurden immer weniger, die Firmen wurden größer, haben andere aufgekauft, und dann brauchte man die riesige Palette natürlich nicht mehr. Heute produzieren die großen Konzerne Saatgut gar nicht mehr in Deutschland. Das kommt mit Flugzeugladungen aus dem Ausland, wo es auf riesigen Flächen mit billigen Arbeitskräften hergestellt wird.

Haben verschiedene Sorten eine Bedeutung hinsichtlich der Boden- und Klimaverhältnisse in verschiedenen Regionen?

Vielfalt ist von Nutzen, um die regionale Anpassung herauszufinden. Wenn Sie eine Puffbohne oder ein Radieschen anbauen wollen, dann bieten wir zehn Sorten an. Die Leute nehmen dann diese zehn Sorten und bauen sie bei sich an. Die am besten wächst, passt dann am besten.

Neben der Saatgutvermehrung und der Züchtung spielt auch die politische Arbeit bei Dreschflegel eine Rolle. Was sind die Ziele?

Wir haben mit Freunden den Dreschflegel e.V. gegründet, der zum Beispiel im pädagogischen Bereich einiges macht. Wir wollen, dass Gärtner lernen, wie man Saatgut nachbaut, damit sich Saatgut in verschiedenen Regionen an die Gegebenheiten anpasst. Dafür veranstalten wir Saatgutseminare, bei denen man Grundlagen in Biologie und Züchtung lernt. Wie selektiert man die Pflanzen auf dem Acker, wie



Foto: privat

drischt, reinigt und lagert man Saatgut? Das ist ein politischer Aspekt, weil wir wollen, dass die Evolution der Kulturpflanzen weiter geht. Und das geschieht nicht, wenn nur wir das machen.

Sind gentechnisch manipulierte Pflanzen in der deutschen Landwirtschaft ein Problem für Dreschflegel?

Wir sehen das Problem seit vielen Jahren, und sind auch seit vielen Jahren politisch aktiv. Bei Selbstbestäubern gibt es kaum Probleme. Bei insektenbefruchteten Pflanzen wird im Bereich des Flugradius der Insekten alles gekreuzt. Und bei Windbestäubern ist es absolut uneinschätzbar. Es ist also zum Beispiel beim Mais möglich, dass überall genveränderter Pollen runterkommt und andere Pflanzen bestäubt.

Welche Auswirkungen auf die Arbeit von Dreschflegel hat das?

Wir überlegen, was wir tun können. Wir können nicht ausschließen, dass wir kontaminiertes Saatgut verkaufen, außer wir lassen gentechnische Untersuchungen machen. Aber wenn ich 500 Gramm Mais ernte, dann lohnt es sich nicht, 100 Gramm davon einzuschicken und dafür 300 Euro zu bezahlen. Gerade bei der Vielzahl von Sorten, die wir anbieten, ist das kaum machbar.

Interview: Thomas Rath

Internet

www.dreschflegel-saatgut.de (mit Online-Shop)

Zumutungen aus Brüssel

Die Europäische Union und das Saatgut

Am Anfang aller Vielfalt steht das Saatgut – bei der EU-Bürokratie in Brüssel steht es ganz am Ende und fristet ein Schattendasein im Würgegriff der agrochemischen Platzhirsche BASF, Bayer, Monsanto, Syngenta & Co. Innovativ erscheint es an den Schreibtischen in Brüssel nur, wenn es gentechnisch verändert oder zu Agro-Sprit verarbeitet werden kann. Ansonsten schwanken die diversen zuständigen Dienststellen zwischen Überregulierung, Deregulierung und Ignoranz.

Ein aktueller Vorstoß aus dem Hause des Umweltkommissars Stavros Dimas lässt nichts Gutes ahnen. Eine „Online-Konsultation“ zur Einführung von Gentechnik-Grenzwerten bei der Kennzeichnung von Saatgut fragt im Wesentlichen ab, ob die „stakeholder“, also die Betroffenen, Kernsätzen der Gentechnik-Industrie zustimmen: Dass GVOs (gentechnisch veränderte Organismen) nicht vollständig aus dem konventionellen Saatgut herauszuhalten seien und schließlich auch nur ein Grenzwert von 0,9 Prozent eingehalten werden müsse, bevor GVO-Produkte zu kennzeichnen sind. Ob es deshalb nicht im Interesse der Wahlfreiheit und der Kostensenkung für die Saatgutindustrie sei, auch im Saatgut ein bisschen Gentechnik zuzulassen?

Der 23 Fragen umfassende elektronische Multiple-Choice-Ersatz für tatsächliche demokratische Beteiligung verkennt und verschweigt alle wesentlichen Fragen, die mit dem Thema verbunden sind. Vor allem, dass die Einführung von Gentechnik-Schwellenwerten beim Saatgut faktisch das Ende der gentechnikfreien Landwirtschaft wäre. Wenn Landwirte und Gärtnerinnen nicht einmal mehr wissen, ob und wie viel GVOs sie mit dem eigenen Saatgut säen, vermehren und austauschen, kommt dies einer flächendeckenden Zwangseinführung von GVOs gleich. Auf den Mais-, Raps-, Kartoffel- oder Weizenanbau in Eu-

ropa umgerechnet, geht es bei den vorgeschlagenen „Grenzwerten“ von 0,3 bis 0,5 Prozent jeweils um Milliarden von Pflanzen und Tausende von Hektar.

Hochsicherheitsbereich der Gentech-Multis?

Es geht aber auch darum, ob die freie Vermehrung, der Tausch und die weitere Auslese und Züchtung künftig zu einem mit Gentechnik verminten Hochsicherheitsbereich werden, der mit Hightech-Tests, Vorschriften und Kosten der öffentlichen und privaten Beteiligung praktisch entzogen wird. Werden am Ende nur noch die Gentechnik-Multis selbst mit ihren Laboren und Vermehrungsfabriken garantiert gentechnikfreie Sorten liefern können? Ein Albtraum für jede Form der Erhaltung, der kreativen und gemeinschaftlichen Nutzung und Entwicklung biologischer Vielfalt in Züchtung, Landwirtschaft und Selbstversorgung.

Breiter Protest und schrittweises Umdenken auch bei den Regierungen und Bauernverbänden hat ihre Einführung denn auch in den letzten Jahren verhindert. Der Kommissar selbst, kein Freund der Gentechnik, stellte in Frage, ob es überhaupt irgendwelcher Regelungen bedürfe. Schließlich schreibt die geltende EU-Richtlinie vor, dass jede gentechnische Verunreinigung im Saatgut zu kennzeichnen ist. Dass seine

Verwaltung nun einen neuen Vorstoß unternimmt, war ihm nicht einmal bekannt. Die „Mutter aller Schlachten“ um die Einführung der Agro-Gentechnik geht jedenfalls in eine neue Runde. „Save Our Seeds“, das europäische Netzwerk zur Reinhaltung des Saatgutes, ruft deshalb erneut zum Widerstand auf.

In die Illegalität gedrängt

Zu einem zweiten Schlag setzt die EU-Kommission auf der anderen Seite des Saatgutes an: Spezielle Vorschriften für die Vermehrung und Vermarktung von sogenannten Erhaltungs- und Amateursorten sollen seit Jahren deren Nutzung erleichtern. Die gegenwärtigen Prüfungs- und Zulassungsanforderungen für die Anmeldung einer Sorte im Saatgutregister sind derart teuer und aufwändig, dass immer mehr kleine Züchter, Erhalter und Vermehrer von Saatgut in die Illegalität gedrängt werden. Denn ohne gültige Registrierung darf Saatgut weder in den Verkehr gebracht noch verkauft werden. Was jetzt, nachdem es acht Jahre lang verschleppt wurde, vom Europäischen Saatgutausschuss als Erleichterung gewährt werden soll, spottet jeder Beschreibung. Die Lobby der eifersüchtig auf ihre Lufthoheit über Felder und Gärten bedachten Saatgut-Industrie hat ganze Arbeit geleistet: In Mengen von höchstens 0,3 bis 0,5 Prozent der gesamten Anbaufläche der jeweiligen Art sollen Erhaltungssorten ausschließlich in den als Ursprungsregion nachgewiesenen Gegenden verkauft werden dürfen, wenn dort ein spezielles Interesse und die Gefahr „genetischer Erosion“ nachgewiesen wurde. Unterm Strich wird hierfür ein dem bisherigen kaum nachstehender bürokratischer Aufwand verlangt. Selbst Wildgras- und

Wiesenblumenmischungen sollen künftig unter die neuen Vorschriften fallen.

Ganz anders sind die Töne, mit denen gleichzeitig eine generelle Reform des EU-Saatgutrechts für kommerzielle Sorten ins Auge gefasst wird. Hier soll der Staat sich weitgehend zurückziehen und die Kontrolle der Keimfähigkeit, Anpassbarkeit und des landeskulturellen Wertes der neuen Sorten der Privatwirtschaft überlassen. Eigener und praktischer Prüfmöglichkeiten beraubt, soll die öffentliche Hand sich darauf beschränken, die Angaben der Hersteller nach Aktenlage zu prüfen und abzusegnen – so wie dies bereits jetzt in Bezug auf die Sicherheitsprüfungen gentechnisch veränderter Sorten der Fall ist. Der ursprüngliche Sinn des Saatgutrechtes, Landwirte vor schlechter Ware zu bewahren und neutrale Qualitätsprüfungen auch in Bezug auf übergeordnete landeskulturelle Interessen zu gewährleisten, wäre endgültig absurdum geführt. Übrig bliebe ein komplexes Rechtsgefüge zum Schutze der bestehenden Kartelle. Nur wer über entsprechende eigene Erprobungs-, Test- und Rechtskapazitäten verfügt, wird dann noch wirtschaftlich neues Saatgut für den Verkauf anmelden können.

Die Konzentration nimmt zu

Schon heute teilen sich bei wichtigen Kulturen wie Mais und Rüben, aber auch bei

vielen Gemüsesorten vier Konzerne 70 bis 80 Prozent des europäischen Saatgutmarktes. Und die Konzentration schreitet weltweit voran. Kontrollierten die zehn größten Konzerne vor zehn Jahren noch 37 Prozent des Weltmarktes (rund 23 Milliarden US-Dollar), sind es heute bereits 55 Prozent. Im Bereich der patent- oder saattgutrechtlich geschützten, neueren Sorten beherrschen die drei Gentechnik- und Pestizidkonzerne Monsanto, DuPont/Pioneer und Syngenta sogar 64 Prozent des weltweiten Geschäftes¹. Wozu, so fragen sie jetzt in Brüssel, bedarf es da noch staatlicher Kontrolle, die der privatwirtschaftlichen Kompetenz ohnehin nicht mehr das Wasser reichen kann?

Die Zeit scheint reif für eine weltweite Bewegung zur Rettung der Vielfalt, des freien Nachbaus und freien Zugangs zu Saatgut². Doch obwohl, zumal in Zeiten des Klimawandels, das Saatgut am Anfang aller Biodiversitäts-Strategien steht, erfreut sich das Thema derzeit keiner besonderen öffentlichen Aufmerksamkeit. Von den Verbraucherinnen und Verbrauchern ist es zu weit entfernt. Wer weiß schon, von wem das Saatgut für das tägliche Brot und die wöchentliche Vitamin-Ration aus dem Supermarkt stammt? Für Natur- und Umweltschutz ist die kultivierte Biodiversität im Vergleich mit Wildtieren und -pflanzen von untergeordneter Bedeutung. Die meisten

Landwirtschafts- und Gartenbaubetriebe selbst haben sich längst daran gewöhnt, Saatgut und Pestizide aus einer Hand aus dem Katalog zu wählen.

Die aktuellen Zumutungen aus Brüssel sollten einen Anstoß geben, die Erhaltung und innovative Verbreitung der Vielfalt dieses unersetzlichen Erbes der Menschheit zu einem gemeinsam vorgetragenen Anliegen zu machen. Bevor die Saat, streng nach Brüsseler Richtlinien, endgültig in den Schubladen, Patentschriften und Laboren von Monsanto, Bayer, BASF, Syngenta & Co verschwindet.

Benedikt Haerlin

Anmerkungen

¹ Die Zahlen und Hintergründe dazu stammen von der ETC Group www.etcgroup.org und von GRAIN www.grain.org

² Die „International Commission on the Future of Food“ hat hierzu unlängst ein „Manifest zur Zukunft des Saatgutes“ herausgegeben, das hierfür eine wichtige Grundlage sein könnte. Siehe www.saveourseeds.org und www.future-food.org

Eigentum vs. Nachhaltigkeit

Tiergenetische Ressourcen in der Hand weniger Konzerne

Nach einer aktuellen EU-Studie ist die Biodiversität im dicht besiedelten Europa besonders bedroht: Bei fast einem Drittel aller Säugetierarten auf diesem Kontinent schrumpft der Bestand, und beinahe jede sechste ist vom Aussterben bedroht.

Ursache für die Gefährdung der Tiere seien vor allem menschliche Einflüsse: Abholzung, Trockenlegung von Sumpfbereichen und Umweltverschmutzung rauben ihnen die Heimat. Noch weniger in unserem Blickfeld sind aber die gezüchteten Tiere. Denn zunehmend weniger Menschen sehen die Lebewesen, deren Fleisch und Eier sie essen und deren Milch sie trinken, da diese meist hinter Betonmauern verborgen auf engem Raum leben müssen. So gerät mehr und mehr in Vergessenheit, dass auch unsere „Nutz“-Tiere in Ökosystemen entstanden sind, von denen sie geprägt worden sind und die sie mit geprägt haben.

Eine Art „Bindeglied“ zwischen wilder und gezüchteter Biodiversität sind Bienen.

Auch ihre Züchtung ist inzwischen weit entwickelt. So vertreibt ein Unternehmen in den USA jährlich weltweit an die 300.000 Bienenköniginnen, die häufig künstlich besamt werden. Das dramatische Verschwinden der Tiere ist in Afrika bereits seit Jahren bekannt. Gegenüber der Zerstörung kleinräumiger Agrarlandschaften zugunsten von Monokulturen und dem hohen Pestizid- und Insektizideinsatz hatten sich Bienen jahrzehntelang als sehr flexibel erwiesen. Aber das Ausmaß des Bienensterbens, das inzwischen auf allen Kontinenten nicht mehr zu übersehen ist, zeigt, dass Schwächung durch Hunger bzw. Mangelernährung ihrer Kompensationsfähigkeit Grenzen setzt. Die Bedrohung durch den Rückgang dieser wichtigsten lebenden Befruchter wird aber erst öffentlich wahrgenommen, seit in den USA das Verschwinden der Mehrzahl aller Bienen eingestanden wird.

Das 1992 in Rio verabschiedete Übereinkommen über die Biologische Vielfalt

(CBD) umfasst neben der „wilden“ Biodiversität auch die Agrobiodiversität. Danach basiert ihre Erhaltung auf der „nachhaltigen Nutzung von Tier- und Pflanzenarten sowie deren Lebensräumen“. Mit der expliziten Nennung von Lebensräumen, nachhaltiger Nutzung und Ökosystemen in der CBD finden die biologischen Zusammenhänge zwischen gezüchteter und „wilder“ Biodiversität ihre rechtliche Würdigung. Sinnbild der Zerstörung und Übernutzung von Lebensräumen ist die „neue Heimat“ des Mistkäfers – die Rote Liste.

Erst über 15 Jahre nach Rio wird die Welternährungsorganisation der Vereinten Nationen (FAO) im Herbst 2007 in Interlaken den ersten „State of the World's Animal Genetic Resources“ vorstellen. Nach der offiziellen Vorabzusammenfassung sind seit 1992 190 Rinder-, Ziegen-, Schweine-, Pferde und Geflügelrassen ausgestorben. Vom Aussterben bedroht sind rund 20 Prozent der etwa 7600 dokumentierten alten Haustierrassen. Die für die Erzeugung von



Foto: Andreas Schölzel

Die Autorin und ein Sattelschwein. Diese Rasse gehört in die Kategorie I (extrem gefährdet) der Roten Liste der Gesellschaft zur Erhaltung alter und gefährdeter Haustierrassen.

Tierfutter bewirtschaftete Fläche nimmt immer weiter zu und belastet den CO₂-Haushalt. Weltweit landet etwa ein Drittel der Ernten in tierischen Mägen, und für Weiden und Sojafelder wird weiterhin Regenwald vernichtet. Erst in Verbindung mit der Subventionierung von Futtermittelimporten und Substituten ist durch die quasi Unabhängigkeit von den (eigenen) Futterflächen die energetische Grundlage für High-Input-Systeme und somit die einseitige Selektion auf Hochleistung gegeben.

Tierische Berufskrankheiten

Damit verbunden sind anatomische Probleme und die Anfälligkeit für Krankheiten sowie sozialen und Leistungs-Stress. Genügsame Tierrassen werden verdrängt. Derweil wird weiter auf Leistungssteigerung selektiert. Dass einige Bullen bereits über eine Million Nachkommen haben, erhöht die Gefahr der Verbreitung von Erbfehlern und Antagonismen – so genannter „korrelierter unerwünschter Selektionsfolgen“. Leistung ist nicht mehr automatisch Ausdruck von Gesundheit, denn die Tiere zahlen einen gesundheitlichen Preis für die extremen Produktleistungen. Neben reduzierter Fruchtbarkeit und mangelnder Freilandtauglichkeit nehmen tierartspezifische Berufskrankheiten zu: Eileiterentzündungen (Legehühner), Gelenkprobleme (Mastgeflügel), Eutererkrankungen (Milchkühe) und stressbedingte Hyperthermie (Schweine). Grundsätzlich erhöht intensive Tierhaltung

das Risiko der Ausbreitung von Seuchen, und weil sich das Seuchenmanagement auf das Keulen Tausender gesunder Tiere erstreckt, stellt es eine zusätzliche Bedrohung der tiergenetischen Ressourcen dar.

Züchtungen und Patente

Züchterische Entscheidungsfindungen (über Zuchtziele und -methoden) und Patente konzentrieren sich auf immer weniger Zuchtunternehmen und Gentechnikfirmen. Damit liegt die Verfügungsgewalt über einen Großteil der weltweiten tiergenetischen Ressourcen in der Hand weniger europäischer und US-amerikanischer (Lebensmittel-) Konzerne, die zudem die Weiterverarbeitung und die Vermarktungsweg bestimmen: Erich Wesjohann und die Paul Heinz Wesjohann Gruppe (PHW), Deutschland; Smithfield, Tyson Foods Inc. und Monsanto, USA; Grimaud, Frankreich. Diese Entwicklung schränkt die Zahl der für eine nachhaltige Nutzung und Entwicklung geeigneten Tiere nicht nur durch mangelnde Gesundheit und Robustheit, sondern auch zunehmend durch Eigentumsrechte dramatisch ein.

Notwendige Voraussetzungen für eine nachhaltige wirtschaftliche Nutzung sind deshalb die Verfügbarkeit geeigneter Zuchttiere und der Einfluss auf Zuchtziele. Das ist nur erreichbar, wenn die Vertreter der gesamten Akteurskette eingebunden werden – von der Züchtung über die Erzeugung und Haltung von Tieren bis zu Handel,

Vermarktung und Konsum der tierischen Produkte. Daran arbeitet seit dem Jahr 2002 das Netzwerk Ökologische Tierzucht.

Der Mangel an Wissen über den züchterischen und eigentumsrechtlichen Status quo sowie die Entwicklungspotenziale ist erheblich, folglich kursieren unangebrachter Optimismus sowie ebensolcher Pessimismus. Sukzessive muss die Öffentlichkeit – die potenziellen Konsument/innen – über die Chancen und Entwicklungen informiert werden. Auf dass nicht nur der Mistkäfer wieder runterkommt von der Liste der bedrohten Spezies!

Anita Idel

Info

Die Autorin ist Tierärztin und koordiniert das Projekt „Tiergesundheit & Agrobiodiversität“.

www.agrobiodiversitaet.de
www.netzwerk-tierzucht.de

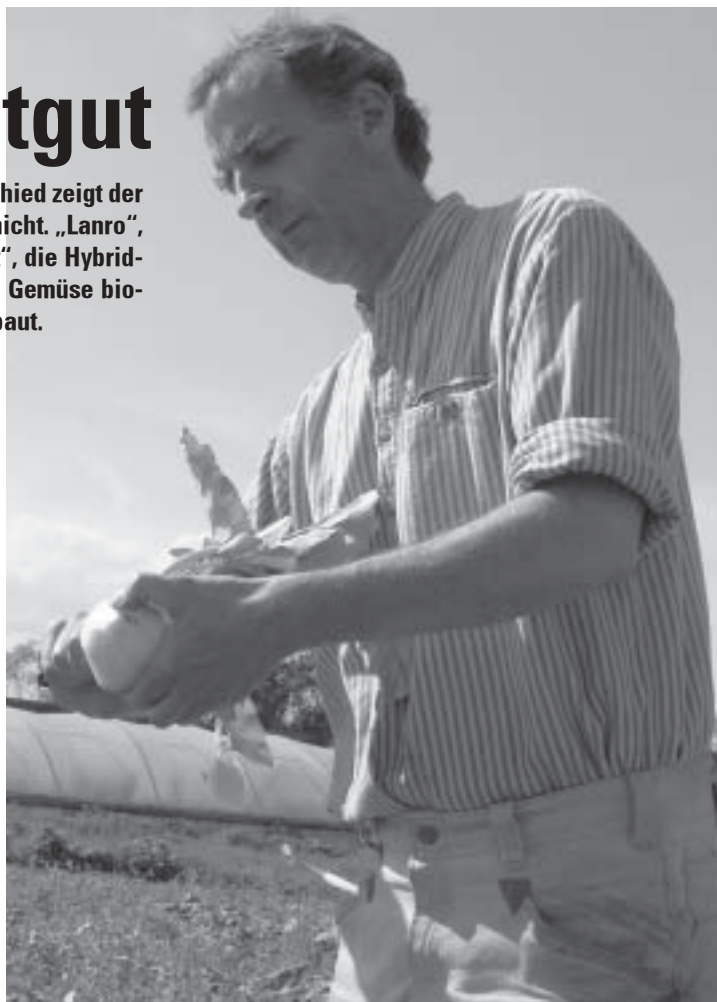
Samenfeste Sorten

Lebendiges Saatgut

Ein Kohlrabi wie der andere – wunderbar, nur den Unterschied zeigt der Geschmackstest während der Recherche auf dem Acker nicht. „Lanro“, die samenfeste Sorte, schmeckt genau so gut wie „Korist“, die Hybrid-Sorte. Das findet selbst Julian Jacobs, der seit 15 Jahren Gemüse biologisch-dynamisch auf dem Obergrashof bei Dachau anbaut.

Dabei ist Jacobs eigentlich fest davon überzeugt, dass Hybride etwas schwach im Abgang sind. Zusammen mit seinem Partner Peter Stinshoff arbeitet er daran, dass irgendwann einmal ein Schild auf dem Hof steht „Demeter – wir arbeiten ohne Hybrid-Technik“.

Was, so fragt sich der gemeine Konsument, ist der Unterschied? Und warum ist eine nicht-samenfeste Sorte fast schon des Teufels, selbst wenn sie in Demeter-Qualität daherkommt? „Für eine gesunde, gute Ernährung“, sagt Julian Jacobs, „sind die Hybriden eigentlich nicht geeignet“. Das ist vermutlich der Anthroposophie geschuldet, denn Hybridsorten sind das Ergebnis von Züchtungen, die im Labor stattfinden. In der ersten Generation bringen die Pflanzen hohe Erträge, in der zweiten verkümmern sie. Der Bauer muss das Saatgut jedes Jahr bei den großen Konzernen, die fast ausschließlich auf solche Sorten setzen, nachkaufen. „Da findet eine genetische Erosion statt“, sagt Jacobs. Denn mit den alten, klassisch gezüchteten samenfesten Sorten – die man zwar selber immer wieder vermehren kann, die aber geringere Erträge bringen – geht auch eine biologische Vielfalt verloren. Das können die vielen neuen Hybridsorten nicht wettmachen, weil sie sich, genetisch betrachtet, viel zu ähnlich sind. Eine Entwicklung, die von den Verbänden des ökologischen Landbaus lange Zeit ein wenig verschlafen worden sei. Neben dem Gemüseanbau arbeitet Jacobs deshalb als Züchter. Sein Ziel: samenfeste Sorten für den ökologischen Gemüseanbau entwickeln, die so gute Erträge bringen, dass sie für die Gärtner auch betriebswirtschaftlich interessant sind. Finanziert wird diese Arbeit über den gemeinnützigen Verein Kultursaat e.V., der Spendengelder für solche Projekte zur Verfügung stellt. Gelder, die im Augenblick knapp sind. Von den für dieses Jahr beantragten 32.000 Euro hat Jacobs lediglich drei Viertel bekommen. Neben Geld braucht die Züchtung vor allem auch Zeit. Sechs bis acht Jahre dauert es, bis eine neue Sorte zugelassen werden kann. Die Rechte daran hat dann Kultursaat. „So ist das aus meiner Willkür herausgenommen“, sagt Jacobs und findet das gut, denn Saatgut dürfe niemandem privat gehören, meint er.



Ihrem Ziel, ohne Hybride zu arbeiten, kommen Jacobs und Stinshoff in kleinen Schritten näher. Das geht, je nach Pflanzen, unterschiedlich schnell. Bei Weiß- und Blaukraut verlassen ausschließlich samenfeste Sorten den Obergrashof, Blumenkohl hingegen wird noch zu 98 Prozent aus Hybriden produziert. Das liegt auch daran, dass zu wenig Saatgut vorhanden ist. „White Ball“ heißt die samenfeste Sorte, die vor zwei, drei Jahren noch in den Katalogen der Saatguthändler gewesen sei, erzählt Jacobs. Dann sei sie verschwunden, und nun vermehre er das Saatgut erst einmal wieder, um die Sorte zu retten.

Markenbewusstsein bei Möhren

Funktionieren wird das Ganze nur, wenn neben höheren Erträgen durch die Züchtungsarbeit zusätzlich die Verbraucher aufgrund des Geschmacks bereit sind, höhere Preise zu bezahlen. Deshalb braucht es ein relativ aufwändiges Marketing, das vom Großhändler bis zum Endverbraucher greifen muss. In den Bioläden, die sich Mühe geben, gibt es daher seit einigen Jahren Sorteninformationen. Eine samenfeste Möhre heißt nicht mehr Möhre, sondern „Milan“, „Robila“ oder „Rodelika“. So soll ein Markenbewusstsein geschaffen werden. Auf dem Obergrashof ist man froh, dass das Gemüse auch über die Abokisten vermarktet wird. Da sei Interesse vorhan-

den, das Thema werde über die Kundenbriefe, die den Kisten beiliegen, transportiert. Und auch der überregionale Vermarkter, die Firma tegut, zeigt sich engagiert und lobt zum Beispiel die Vorzüge der „Rodelika“. Das macht Mut, und so gibt es ein neues Etappenziel: Im Jahr 2010 sollen nur noch samenfeste Möhren den Obergrashof verlassen.

Text und Foto: Thomas Rath

Info

Der Obergrashof ist ein städtisches Gut. 1990 hat die Stadt München den damals 150 Jahre alten Hof der Löwenbrauerei abgekauft, auf ökologische Bewirtschaftung umgestellt und einen Teil verpachtet. Die Gärtnerei baut seit 1992 auf fast 50 Hektar Fein- und Frischgemüse an. Im Sommer hat sie bis zu 35 festangestellte und saisonal beschäftigte Mitarbeiter. Daneben gibt es auf dem Obergrashof eine Landwirtschaft mit Milchschaaf, einen Hofladen, eine Waldorfschule und das Umwelthaus des Dachauer Moos Vereins, der umweltpädagogische Projekte für Schulklassen anbietet.

Die Gärtnerei Obergrashof ist Mitglied des Initiativkreises für Gemüsesaatgut aus biologisch-dynamischem Anbau, dem 100 Betriebe angehören. Das Saatgut dieser Betriebe wird über die Bingenheimer Saatgut AG vertrieben. Mehr Informationen, auch über den Verein Kultursaat e.V., und Bestellmöglichkeiten (auch für Hobbygärtner) auf der Internetseite der Bingenheimer: www.oekoseeds.de



Biopiraterie

Die Privatisierung der Natur

Mais wird in Deutschland nicht in erster Linie von Menschen gegessen, sondern dient als Futtermittel. Anders in Mexiko. Dort ist Mais vor allem für die ärmere Bevölkerung ein Grundnahrungsmittel. Daneben hat Mais, der in Mexiko in einer Vielzahl von Sorten existiert, insbesondere für die indigene Bevölkerung eine hohe kulturelle Bedeutung. Doch Mais ist auch ein „Produkt“, mit dem sich viel Geld auf dem internationalen Agrarmarkt verdienen lässt. Das hat beispielsweise DuPont erkannt, einer der größten internationalen Saatgut-Konzerne. DuPont beantragte und erhielt im Jahr 2000 vom Europäischen Patentamt ein Patent auf Maispflanzen, deren Körner einen besonders hohen Ölgehalt aufwiesen. Die patentierten Pflanzen hatte der Konzern durch Kreuzungen gezüchtet. Das Problem: In Mexiko gibt es Maissorten mit einem derart hohen Ölgehalt schon seit langem. Das Patent hätte deshalb zur Folge haben können, dass DuPont Eigentumsrechte auch an solchen Sorten hätte geltend machen können – und damit Lizenzgebühren. Die mexikanische Regierung und deutsche Nichtregierungsorganisationen gingen juristisch gegen dieses Patent vor. Mit Erfolg: Die Beschwerdekammer des Europäischen Patentamts erklärte es für ungültig.

Geistige Gegenstände

Für Fälle wie den des Ölmais gibt es einen Begriff: Biopiraterie. Biopiraterie bezeichnet die Aneignung genetischer Ressourcen durch geistige Eigentumsrechte. Solche Rechte erlauben dem Inhaber bestimmte Ideen, Erfindungen, Pflanzensorten oder Namen ausschließlich zu nutzen. Andere müssen für die Nutzung Gebühren bezah-

len. Geistige Eigentumsrechte verleihen dem Inhaber also eine Art Monopol. Sie sollen sicherstellen, dass auch geistige „Gegenstände“ jemandem gehören. In den Rechtsordnungen aller Industrieländer sind diese Rechte schon seit längerem verankert. Viele Entwicklungsländer sind unter dem Druck internationaler Vereinbarungen wie etwa dem TRIPS-Abkommen der Welt Handelsorganisation WTO dabei, ihre Gesetze entsprechend zu ändern.

Was ist „neu“?

Patente beispielsweise werden für Erfindungen erteilt. Voraussetzung ist unter anderem, dass die Erfindung neu ist. Als neu gilt dabei in manchen Patentgesetzen alles, was nicht schriftlich dokumentiert ist. Aus diesem Grund hat beispielsweise die indische Regierung eine öffentlich zugängliche Datenbank mit traditionellen Ayurveda-Rezepten angelegt, damit nicht ein Pharmakonzern auf die Idee kommt, ein in Indien traditionell verwendetes Medikament als eigene Erfindung patentieren zu lassen. Aber nicht nur Medikamente sind patentierbar. Vom Europäischen Patentamt in München wurden beispielsweise schon Patente auf gentechnisch veränderte Tiere, Weizen mit einem bestimmten Stärkegehalt oder menschliche Gene erteilt.

Geistige Eigentumsrechte sind auf dem Vormarsch. Waren noch vor wenigen Jahrzehnten Patente auf Pflanzen undenkbar, sind sie heute schon fast Alltag. Hatten Bauern früher selbstverständlich das Recht, Teile ihrer Ernte wieder auszusäen, müssen sie heute dafür Gebühren bezahlen. Wer von dieser Entwicklung profitiert, sind die Inhaber geistiger Eigentumsrechte

– häufig große Konzerne aus dem Agrar- und Pharmabereich, aus der Software- und Unterhaltungsbranche. Sie machen Politik für die Ausweitung geistiger Eigentumsrechte und werden dabei insbesondere von den G8-Staaten tatkräftig unterstützt.

Erfolgreicher Widerstand

Viele Menschen, vor allem aus den Ländern des Südens, wehren sich gegen Biopiraterie. Sie wollen selbst bestimmen, was mit ihrem Wissen und den von ihnen traditionell genutzten Heil- und Nahrungspflanzen geschieht und kritisieren die Privatisierung genetischer Ressourcen durch geistige Eigentumsrechte. Ein Beispiel ist die Frucht Cupuaçu. Aus der kakaoähnlichen Pflanze werden in Brasilien Süßigkeiten hergestellt. Die Pflanze und ihre Verwertungsmöglichkeiten weckten den Appetit eines japanischen Konzerns. Er ließ sich den Namen der Frucht beim Europäischen Markenamt als geschützte Marke eintragen und beantragte ein Patent auf ein Verfahren zur Gewinnung von Öl aus den Samen der Pflanze. Gruppen in Brasilien starteten mit Unterstützung aus Europa und der brasilianischen Regierung eine Kampagne. Letztlich mit Erfolg: Cupuaçu wurde als Marke gelöscht, der Patentantrag von dem japanischen Unternehmen nicht weiter verfolgt. Das Beispiel zeigt: Biopiraterie kann gestoppt werden – wenn Menschen in Nord und Süd gemeinsam aktiv werden.

*Christiane Gerstetter, BUKO
Kampagne gegen Biopiraterie*

Internet

www.biopiraterie.de

Der Saatgutbunker auf Spitzbergen Ein kaltes Grab



Copyright: Global Crop Diversity

Die Vielfalt der Kulturpflanzen ist massiv bedroht. In den letzten Jahrzehnten wurden daher in vielen Ländern der Erde Genbanken angelegt, in denen bedrohte Sorten aller nur denkbaren Nutzpflanzen gesammelt wurden. Die größte Genbank der Welt, die des US-Landwirtschaftsministeriums, beherbergt etwa 500.000 Sorten – von Getreide bis zu Gemüse und Obst. Doch diese so genannten „pflanzengenetischen Ressourcen“ sind auch in den Genbanken nicht sicher. Kriege, Naturkatastrophen, knappe Finanzmittel und nicht zuletzt die mittlerweile allgegenwärtige Gefahr einer Verschmutzung durch genmanipulierte Pflanzen sind eine ständige Bedrohung dieser Saatgutsschätze. So wurde die irakische Genbank in Abu Graibh während der US-Invasion 2003 vollständig zerstört, die Genbank der Philippinen 2006 durch einen Taifun schwer geschädigt. Da mit den dort gelagerten Pflanzensorten jedoch die Zukunft der Welternährung auf dem Spiel steht, suchte die internationale Gemeinschaft lange nach einer Möglichkeit, die Samen aller noch existierenden Nutzpflanzensorten der Welt sicher zu verwahren.

Sicherheitskopien im Permafrost

Fündig wurde man bei der Suche nach einem geeigneten Ort im norwegischen Spitzbergen. Dort entsteht derzeit die größte Saatgut-Genbank der Welt. Der Bau des eine Viertelmilliarde US-Dollar teuren, spektakulären Projekts wird überwiegend durch die norwegische Regierung finanziert. In einem Bergstollen im ewigen Eis, geschützt durch eine meterdicke Panzertür, sollen dort in den nächsten Jahren die Bestände aller Genbanken der Welt als „Sicherheitskopien“ eingelagert werden. Nach einem nuklearen Krieg, nach den Verwüstungen durch den Klimawandel oder anderen Katastrophen „könnten Men-

schen die Landwirtschaft auf dem Planeten Erde wieder neu aufbauen“, so Projektleiter Cary Fowler vom Global Crop Diversity Trust. Die Organisation rechnet damit, dass rund drei Millionen Saatgutproben in dem 120 Meter tiefen Stollen eingelagert werden können. Die „Svalbard International Seed Vault“, so der offizielle Name des Saatgutbunkers, auch bekannt als „Bunker des jüngsten Gerichts“, soll Ende 2008 ihren Betrieb aufnehmen. Dann werden laut Zeitplan die ersten Proben eingefroren, zum Beispiel 100.000 verschiedene Reissorten.

Der Permafrostboden und eine Kühlanlage sollen dafür sorgen, dass die Samen bei minus 20 bis minus 30 Grad Celsius tiefgefroren werden. Bei diesen Temperaturen bleiben sie nach Meinung von Experten bis zu Tausend Jahre keimfähig, ohne, wie in existierenden Genbanken, in regelmäßigen Abständen auf dem Feld zur Erhaltung angebaut werden zu müssen. Der Bunker liegt zusätzlich so hoch über dem Meeresspiegel, dass er selbst bei einem starken Anstieg der See aufgrund des Klimawandels überflutungssicher ist – selbst wenn die gesamte Antarktis auftauen sollte.

Gentechnik für die Ewigkeit

Anderer Aspekte des „Weltuntergangsbunkers“, wie er in der Presse heißt, sind jedoch ausgesprochen zwiespältig. Unter den Förderern des Projekts fällt die starke Präsenz multinationaler Gentechnikkonzerne auf. Dazu gehören Syngenta sowie DuPont/Pioneer, der größte Saatgutkonzern der Welt. Selbst im Aufsichtsrat des Trust sitzt mit Andrew Bennett von der Syngenta-Stiftung ein Konzernvertreter am Tisch. Problematisch ist auch die finanzielle Beteiligung der außerordentlich gentechnikfreundlichen Gates-Stiftung, die mittlerweile sogar ehemalige Führungspersön-

lichkeiten des Monsanto-Konzerns beschäftigt. Es keimt der Verdacht, dass sich die Gentechnik-Industrie das Deckmäntelchen des Kulturerbebewahrsers umzuhängen versucht. Dass die Konzerne ihr Engagement zudem mit Ansprüchen verknüpfen, ist deutlich. Laut Angabe des Betreibers sollen in Spitzbergen auch die Samen genmanipulierter Pflanzen für die Ewigkeit aufbewahrt werden.

Neben der Gegenwart multinationaler Konzerne stimmen jedoch vor allem grundsätzliche Fragen nachdenklich. Eine möglicherweise trügerische Sicherheit könnte dazu führen, dass die Notwendigkeit, Nutzpflanzenvielfalt auf den Äckern und in den Genbanken zu erhalten, noch stärker vernachlässigt wird als bisher. Und zu guter Letzt steht die Frage, wie viel Wissen über die eingelagerten Pflanzensorten nach einem etwaigen Katastrophenfall noch vorhanden sein wird. Ohne das Wissen, in welchen ökologischen Systemen die Nutzpflanzensorten beheimatet waren, welche Eigenschaften sie besitzen und wie man die teils Jahrtausende alten Sorten anbaut, sind die tiefgefrorenen Samen in Spitzbergen kaum mehr als totes genetisches Material.

Das tiefgefrorene Archiv ist der verzweifelte Versuch, die wichtigsten kulturellen Ererbschaften der Menschheit vor dem endgültigen Aus zu bewahren. Doch das lebendige Wissen über Millionen von Nutzpflanzensorten kann auch der sicherste Bunker nicht ersetzen.

Andreas Bauer

Internet

www.croptrust.org (englisch)

Die Arche rechnet sich

In Otterfing werden gefährdete Haustierrassen gehalten



Er ist noch nicht fertig: Georg Schlickenrieder in einer Lodenjacke aus der Wolle seiner braunen Bergschafe mit einem Murnau-Werdenfelser Rind – beides gefährdete Haustierrassen.

Es stinkt nicht, und es gibt keine Fliegen. Dazu ein Bauer, der in Ruhe erst einmal einen Cappuccino trinkt. Irgend etwas stimmt hier nicht. „20 Jahre lang haben mich die anderen Landwirte belächelt und ausgelacht, und jetzt sind sie mir neidig“, sagt Georg Schlickenrieder. Der Hof am Ortsrand von Otterfing, knapp 30 Kilometer südlich von München, ist ein Naturland-Betrieb – und einer der so genannten Archehöfe. Georg und Anja Schlickenrieder züchten und halten hier unter anderem alte, gefährdete Haustierrassen.

Begonnen hat das alles vor gut 20 Jahren mit ein paar braunen Bergschafen. Georg Schlickenrieder war jung, wollte möglichst wenig arbeiten und auf keinen Fall jeden Morgen und jeden Abend zum Melken in den Stall. „Wenn du das machst, bist du eigentlich schon fertig und hast den Kopf nicht mehr frei für was Anderes“, sagt er. „In der Stallarbeit hast du immer eine Sorge und ein Problem.“ Also wurden im Winter alle Kühe an einen Bauern verkauft, der Tiere brauchte, um Schlempe zu verfüttern, ein Nebenprodukt bei der Herstellung von Schnaps aus Kartoffeln. Ein paar Monate später wurden die Kühe kurz vor dem Kalben dann wieder zurückgekauft. Irgendwann wurde es ihm in einem solchen Winter langweilig, und Georg Schlickenrieder überlegte, wie mit Schafen Geld zu verdienen sei. Als er dann las, dass es für braune Bergschafe eine Prämie gab, dauerte es nicht mehr lange, bis er sie züchtete. Der Beginn des Archehofes, denn das braune Bergschaf steht auf der roten Liste. Rund 1000 Exemplare gibt es laut Gesellschaft zur Erhaltung alter und gefährdeter Haustierrassen (GEH) noch. Begehrt ist vor allem die Wolle der Tiere für die Herstellung von Loden, erzählt der Landwirt und deutet auf seine Jacke. Weil die braunen Berg-

schafe eine nicht so gekräuselte Wolle haben, läuft der Regen besser ab. Wichtig, wenn man im niederschlagsreichen Alpenvorland viel draußen unterwegs ist.

Der Bauer bestimmt die Preise

Kaufen kann man die Loden aus der Wolle der braunen Bergschafe im Hofladen der Schlickenrieders. Mit Ausnahme der Milch wird alles ausschließlich direkt vermarktet, was der Hof hergibt. Dazu gehört auch das Fleisch der Murnau-Werdenfelser Rinder. Auch das eine gefährdete Haustierrasse. Von den etwa 500 Tieren, die es noch gibt, leben 25 auf dem Archehof-Schlickenrieder. Die Kühe geben zwar weniger Milch als andere und wachsen auch langsamer, bringen aber deshalb ausgesprochen gutes Fleisch, sind robuster, leben länger und haben keine Probleme bei Geburten. Das rechnet sich. „Ich muss mich nicht hinstellen und sagen, bitte kauft mir mein Fleisch ab“, erzählt Georg Schlickenrieder mit Blick auf die „neidigen“ Landwirte, „ich mache meine Preise selber“. Und die 40 Cent pro Liter Milch, für die andere demonstrieren, kriege er schon lange. Trotzdem habe erst einer der Berufskollegen aus der Gegend auf Bio umgestellt, denn es sei schwierig aus der bäuerlichen Gesellschaft auszubrechen.

Die Kunden der Schlickenrieders kommen immer wieder auf den Hof, auch wenn das Fleisch natürlich mehr kostet als im Supermarkt. Dafür ist die Qualität eine andere, was man beim Schwein noch deutlicher sehen könne als beim Rind. Die Schweine gibt es noch nicht sehr lange auf dem Archehof. Vor sechs, sieben Jahren hätten die Leute mehr Schweinefleisch verlangt, weshalb heute auch „Bunte Bentheimer“ in Otterfing gemästet werden. Auch das eine Rasse, die auf der Roten Liste steht,

und als extrem gefährdet gilt, weil ihr Fleisch lange Zeit als zu fett galt.

Location Biobauernhof

All das erzählt der Landwirt während einer Hofführung, und man merkt, dass er das nicht zum ersten Mal macht. Es hat sich rumgesprochen, dass der Archehof Schlickenrieder ein außergewöhnlicher Bauernhof ist – nicht nur, weil's nicht stinkt und die Fliegen fehlen. Der Hof ist außer Archehof der GEH auch Demonstrationsbetrieb des Ökologischen Landbaus. Viele Schulklassen besichtigen ihn, der Blindenbund ist regelmäßig zu Besuch, und mittlerweile kommen die Leute sogar, um Geburtstag oder Hochzeit zu feiern. Dafür hat Georg Schlickenrieder extra einen alten Schuppen woanders ab- und auf seinem Hof wieder aufgebaut. Dafür dass er früher mal möglichst wenig arbeiten wollte, sei es inzwischen zu viel geworden. Aber immerhin sei alles so organisiert, dass seine Frau und er jedes Jahr im Frühling nach Italien fahren könnten. „Das passt schon so“, meint er und sagt das wie einer, der seine Arbeit mag.

Text und Foto: Thomas Rath

Ökolandbau erleben

Wie arbeitet ein Bio-Bauer? Sind Bio-Schweine glücklicher? Wie entstehen Bio-Lebensmittel, und warum kosten sie mehr? Das Umweltinstitut München organisiert mit Unterstützung des Referats für Gesundheit und Umwelt der Stadt München für Schulklassen und Kitas Ausflüge zu ökologisch bewirtschafteten Bauernhöfen – auch zu den Schlickenrieders (www.archehof-schlickenrieder.de). Für Münchner Einrichtungen ist dieses Angebot kostenlos.

Kontakt: Umweltinstitut München, Andreas Bauer, Tel. (089) 30 77 49-14, ab@umweltinstitut.org



Foto: www.pixelio.de



Foto: Slow Food / Arche

Münchner Stadtgespräche: Wieso ist die Vielfalt der Kultursorten und Tierrassen heute so stark zurückgegangen?

Johannes B. Bucej: Das hat mehrere Gründe. Zum einen hat man bestimmte Rassen und Sorten auf bestimmte Leistungsmerkmale hin gezüchtet. Bei Rindern und Schweinen etwa auf die Milchleistung bzw. die Mastfähigkeit. Aber auch die Resistenz gegen bestimmte Krankheiten spielt eine Rolle. Und natürlich die veränderten Bedingungen in der Landwirtschaft. Großbetriebe haben nur noch in Ausnahmefällen Weide- oder Freilandhaltung. Andere wesentliche Gründe sind in der Automatisierung der Landwirtschaft zu suchen. Heute braucht man keine Arbeitstiere mehr, weder Pferde noch Rinder. Das Murnau-Werdenfelser Rind beispielsweise war ein klassisches Dreinutzungs- und Arbeitstier, Milch- und Fleischlieferant in einem. Weil Milchleistung und Fleischausbeute unter der modernen Hochleistungsrassen liegt und zudem die Arbeitskraft des Rindes nicht mehr erforderlich war, wurde es von spezialisierten Rassen verdrängt.

Genbanken und Höfe, die aussterbende Tierrassen halten, sind doch eher verzweigte Maßnahmen, um wertvolle Genpotenziale zu retten. Sehen Sie eine Möglichkeit, dass in Vergessenheit geratene Rassen mit ihren speziellen Eigenschaften vom Landwirt wieder eingesetzt werden?

Wer die Biodiversität erhalten will, muss den Erzeugern auch eine attraktive Perspektive bieten, damit Geld zu verdienen. Das heißt, es müssen andere – modern ge-

sprochen – Alleinstellungsmerkmale alter, autochthoner Rassen und Sorten gezielt gefördert werden. Und da haben wir zum Beispiel beim Murnau-Werdenfelser Rind seine hohe Widerstandsfähigkeit gegen Krankheiten sowie leichte Geburten und eine relativ hohe Lebenserwartung.

Warum kümmert sich Slow Food um das Murnau-Werdenfelser Rind?

Slow Food engagiert sich leidenschaftlich für den Erhalt der Vielfalt – nicht nur im Sinne der Biodiversität, sondern auch, was handwerkliche, traditionelle Lebensmittel

Slow Food engagiert sich seit Jahren für eine nachhaltige Genusskultur mit Verstand. Deswegen gründete der Verein schon vor Jahren „Die Arche des Geschmacks“, ein internationales Projekt zur Rettung von Kulturrassen und -arten, die im Rahmen unserer spezialisierten Hochleistungsproduktion und der schnellen Billig-Küche aus dem Blickfeld und damit aus dem Einkaufskorb verschwunden sind. Diese meist regional entwickelten Tierrassen und Nutzpflanzen müssen bei Slow Food auch noch eine besondere Hürde nehmen, und das unterscheidet Slow Food von anderen Initiativen zum Artenschutz: Sie müssen eine erstklassige geschmackliche Qualität vorweisen. Die Münchner Stadtgespräche unterhielten sich mit Johannes B. Bucej, dem Leiter von Slow Food München.

und Genuss angeht. Das Murnau-Werdenfelser Rind ist ein klassisches Beispiel dafür, wie eine Region durch eine spezifische Rasse wieder zu einer Identität im bäuerlichen wie auch im gastronomischen Sinn zurückfinden kann. Ein Böfflamott mit Murnau-Werdenfelser Fleisch zum Beispiel ist ein Hochgenuss. Ebenso ein Käse, denn die Milch der Murnau-Werdenfelser ist fürs Verkäsen durch ihren hohen Protein- und Mineralstoffgehalt bestens geeignet. Das haben Untersuchungen und auch schon praktische Erfahrungen sowie Verkostungen gezeigt.

Nutzung und Nachfrage sind die besten Garanten, um spezielle Tierrassen zu erhalten. Wenn ich Fleisch von Murnau-Werdenfelser Rindern kaufen und essen möchte, wo kann ich das bekommen?

Kaufen können Sie es im Moment noch nicht. In München gibt es ein Lokal, das Wirtshaus „Der Pschorr“ am Viktualienmarkt, das auf der Karte Spezialitäten vom Murnau-Werdenfelser Rind anbietet und auch einige Wurst- und Schinkenspezialitäten durch einen befreundeten Metzger herstellen lässt. Bis Murnau-Werdenfelser


Fleisch oder Käse im Einzelhandel angeboten wird, wird es noch ein wenig dauern. Aber wir sind dabei, einen Förderverein zu gründen, der genau das zum Ziel hat. Denn das ist unsere Überzeugung: Essen, was man retten will!

*Interview:
Angelika Lintzmeyer,
RGU, Agenda21-Büro*



Johannes B. Bucej, Foto: privat

Umweltinstitut München e.V.



Herausgegeben vom Umweltinstitut München e.V.

Anschrift für Verlag, verantwortlichen Redakteur und Anzeigenverantwortlichen:
 Umweltinstitut München e.V.
 Verein zur Erforschung und Verminderung der Umweltbelastung
 Landwehrstr. 64a
 80336 München
 Tel.: (089) 30 77 49-0
 Fax: (089) 30 77 49-20
 E-Mail: a21@umweltinstitut.org
 Internet: www.umweltinstitut.org

Redaktion Thomas Rath, Christina Hacker (verantwortlich für Redaktion und Anzeigen), Hans Ulrich-Raithel, Harald Nestler

Gestaltung Druck Thomas Rath
 ulenspiegel druck gmbh
 Birkenstraße 3
 82346 Andechs

Anzeigen Versand Es gilt die Anzeigenliste 2005
 Klebeck und Partner,
 Kolbermoor

Auflage 7000

Namentlich gekennzeichnete Artikel geben die Meinung der Verfasserin/des Verfassers wieder. Für nicht gekennzeichnete Artikel ist die Redaktion verantwortlich.
 Zitieren erwünscht, bitte mit Quellenangabe!
 Titelbild: www.oekolandbau.de / Copyright BLE / Thomas Stephan


Redaktionsschluss für die nächste Ausgabe: 20.08.2007

Unterstützen Sie die Agenda-Zeitung!
 Schalten Sie eine Anzeige oder spenden Sie an folgendes

Spendenkonto:
 Umweltinstitut München e.V.
 Bank für Sozialwirtschaft München
 BLZ 700 205 00 - Konto 88 311 01

Stichwort AGENDA 21

Mit freundlicher Unterstützung der



Landeshauptstadt
 München
Referat für Gesundheit und Umwelt

Die **Münchner Stadtgespräche** entstehen in Zusammenarbeit mit dem Agenda21-Büro. Sie werden aus Mitteln des Referates für Gesundheit und Umwelt der Landeshauptstadt München gefördert.
 100% Recyclingpapier

Dieses Heft kann im Internet unter der Adresse www.muenchner-stadtgespraeche.de als pdf-Datei heruntergeladen werden.

Referat für Gesundheit und Umwelt
Agenda 21-Büro
 Bayerstr. 28a, 80335 München
 E-Mail: agenda21.rgu@muenchen.de
www.agenda21-muenchen.de
 Angelika Lintzmeyer, Tel.: 089-233-47 560
 Joachim Schwanck, Tel.: 089-233-47 558
 Fax: 089-233-47 542 oder -47 557

Agenda 21- Koordination Eine Welt c/o RGU
 Heinz Schulze
 Bayerstraße 28a, 80335 München
 Zimmer 5029
 Telefon: 089-233-47 561
 Fax: 089233-47 542
 E-Mail:
agendaeinewelt.rgu@muenchen.de

Ökologisches Bildungszentrum
 Angelika Bachmann, Martin Ehrlinger
 Engelschalkinger Str. 166
 81927 München
 Tel.: 089-93 94 89 60
 Fax: 089-93 94 89 81
 E-Mail: mail@oebz.de

Bürgerstiftung Zukunftsfähiges München
 Klenzestraße 37/Rgb.,
 80469 München
 Tel.: 089-202 38-111
 Fax: 089-202 38-113
 E-Mail: mail@bszm.de
www.bszm.de
www.lifeguide-muenchen.de
www.sinn-muenchen.de

Regelmäßige Information über Agenda-Termine im kostenfreien Newsletter bei:
www.muenchner-stadtgespraeche.de

Samstag, 23. Juni, 9 bis 18 Uhr
Bio-Bauern-Radtour
 Auf einer Strecke von etwa 50 km geht es zu wenigstens drei Biohöfen südlich von München. Die Höfe gehören unterschiedlichen Verbänden an und haben verschiedene Schwerpunkte sowie teilweise alte, gefährdete Haustierrassen. Teilnahmegebühr für Erwachsene 25 Euro, Kinder kosten 10 Euro. Verpflegung überwiegend mit biologischen Hofprodukten. Anmeldung und Wettertelefon: (089) 432764. Eine Veranstaltung des Münchner Umweltzentrums und des Umweltnetzes München-Ost. Ort: Treffpunkt am Ostpark (Eingang Feichtstr.), 9 Uhr
www.umweltnetz-muenchen-ost.de

Samstag, 30. Juni, und Sonntag, 1. Juli, jeweils 11 bis 19 Uhr
Bio-Bauernhofzauber
 Ein Bio-Bauernhof zu Gast auf dem Tollwood. Kinder können zum Beispiel Butter herstellen, das Leben im Ackerboden untersuchen oder Bienen bei der Arbeit helfen, Erwachsene beim Bio-Bauernhof-Bummel Gemüse oder Honig kaufen. „Bio-Landwirtschaft als Großstadterlebnis“ ist das Motto des Ökoerlebniswochenendes von Tollwood in Kooperation mit dem Bioland Landesverband Bayern. Ort: Tollwood-Gelände, Olympiapark Süd
www.tollwood.de/sommer07

Mittwoch, 18. Juli, 19:30 Uhr
Öko-Lebensmittel: Vom Bio-Laden zum Discounter
 Rund 40 Prozent der Bio-Umsätze werden inzwischen vom konventionellen Einzelhandel erwirtschaftet. Wie geht die Entwicklung weiter, welche Auswirkungen hat der Bio-Boom, wie kann sich der Naturkostladen vom Supermarkt abgrenzen? Ein Vortrag von Nina Stockebrand (Uni Göttingen) im Rahmen der Ringvorlesung Umwelt. Ort: Technische Universität München, Arcisstr. 21, 1. Stock, Hörsaal 1100
<http://asta.fs.tum.de>



Foto: Anita Ibel